

Undine

Autor(en): **Ulrich, Marianne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **62 (1987)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Undine

Eine Thurgauer Liebesgeschichte von Marianne Ulrich

Marianne Ulrich, 1939 in Zürich geboren und aufgewachsen, lebt seit 1974 mit ihrer Familie und sechs Katzen in Triboltingen am Untersee. Werdegang: Kunstgewerbeschule Zürich, Englandaufenthalt, Buchhändlerlehre in Zürich, ein Jahr Paris, anschliessend freiberuflich Stylistin für Foto, Film und Werbung, Hausfrau und Mutter, zwei Kinder, Autorin verschiedener Texte und Kurzgeschichten. Seit 1984 Veröffentlichungen im Feuilleton diverser Tageszeitungen sowie in mehreren Literatur- und Kulturzeitschriften. Marianne Ulrich schreibt vor allem reflektierende, zwischenmenschliche Erzählungen, moderne Liebesgeschichten ohne Happy-End. Im Sommer 1986 sind im Gute-Schriften-Verlag in Bern 28 Erzählungen unter dem Titel «Unbewachte Übergänge» erschienen. Der Titel steht symbolisch für Übergänge in verschiedene Dimensionen; «Undine» ist dafür ein phantasievolles Beispiel.

Eigentlich wollte sie schon immer ein Wal sein, ein Tier von gigantischem körperlichem Ausmaß, das Sicherheit versprach und trotzdem wendig und schwerelos, mit der Behendigkeit eines kleinen, schlanken Wesens sich im Wasser zu tummeln wußte. Auf einer Mittelmeerkreuzfahrt bekam sie ein einziges Mal einen lebenden Wal zu sehen, der knapp neben dem Schiff aufgetaucht war, um Luft zu holen wahrscheinlich. Wenn nicht im selben Augenblick ein Schiffsoffizier vorbeigegangen wäre und den fragenden Ausdruck auf ihrem Gesicht mit dem Ausruf «Si, si, era una balena!» beantwortet hätte, würde sie sicher an eine Sinnestäuschung geglaubt haben. In dem grünen Teil der Welt, wo sie zu Hause war, hatte sie höchstens mal das Glück, bei einer Bootsfahrt ein Rudel Seeforellen oder Äschen hinter einem Markierungspfahl an der ins tiefe

Gewässer abfallenden Rheinhalde stehen und alsbald als dunkle Schatten davonflitzen zu sehen. Oder natürlich, wenn ein Fischer einen besonders großen Hecht oder einen seltenen Wels fing, lief das ganze Dorf zusammen, um das Wundertier anzustarren. Letzen Winter verzehrten acht Männer den gebackenen Kopf, nur den Kopf, eines sechzigpfündigen Hechtes und wurden satt davon. Den ganzen restlichen Abend wurde am Stammtisch ausschließlich über große Fänge geredet und im Eifer des Gesprächs wuchsen die Fische zu immer größerer Länge und Gewicht.

Eines Abends spät, mit Freunden auf dem Heimweg aus der Stadt, hielt sie beim neuerstellten Delphinarium an, um noch schnell einen Drink in der Bar zu nehmen. Gleich beim Eintreten faszinierte sie der Kontrast von rotem Schummerlicht in der Bar und dem Aquamarinblau hinter der großen Glasscheibe, die neben der Tanzfläche in die Wand eingelassen war. Nichts rührte sich darin, das Wasser schien unbewohnt, das Bassin leer. Sie setzte sich mit ihren Freunden dem Wasserpanorama gegenüber und bestellte einen Gin-Tonic. Noch während sie die ungelenkigen Tanzpaare beobachtete, verdunkelte sich die Glasscheibe plötzlich, und der ganze Pulk Delphine schob sich dicht daran vorbei. Sie schwammen eine langsame, geschlossene Runde.

Hinsetzen! befahl eine Stimme aus dem roten Dunkel hinter ihr, und erst jetzt merkte sie, daß sie der unerwartete Anblick vom Stuhl gerissen hatte. Alle Anwesenden verhielten sich so gelangweilt, als tanzten sie vor einem Goldfischaquarium. Niemand beobachtete die Delphine, doch sie ließ sie nicht mehr aus den Augen, und als sie wieder in der Tiefe des Bassins verschwanden, trat sie vor, an die Scheibe, um sie auch am Boden des Beckens zu beobachten. Ein Kampf unter Rivalen schien stattgefunden zu haben, denn eines der Tiere war verletzt. Eine weiß klaffende

Wunde lappte auf dem grauen Leib, Haut und Fleisch hingen in Strähnen herunter. Der Verwundete verfolgte dauernd zwei andere Delphine, die sich zärtlich aneinander rieben beim Schwimmen, und Seite an Seite, sozusagen Hand in Hand, miteinander spazierenschwammen, der ungeliebte Dritte immer hintendrein.

Die restlichen drei Tiere kümmerten sich nicht um Liebe und Eifersucht, schwammen eher gelangweilt ein paar Runden, ließen sich auf den Grund sinken, um dann wieder an die Oberfläche aufzutauchen und Luft zu holen. Hie und da verweilte einer davon vor der großen Scheibe und schien in die Bar hereinzuzäugen. Er drehte und wendete sich, wie um Einlaß heischend und drückte seine Nase ans Glas. Das Freundliche an den Delphinen sind ihre Mundwinkel, die nach oben gezogen ein immerwährendes Schmunzeln andeuten. Als die Bar schloß, hatte sie sich noch nicht sattgesehen und nahm sich vor, am nächsten Tag die Delphinshow zu besuchen.

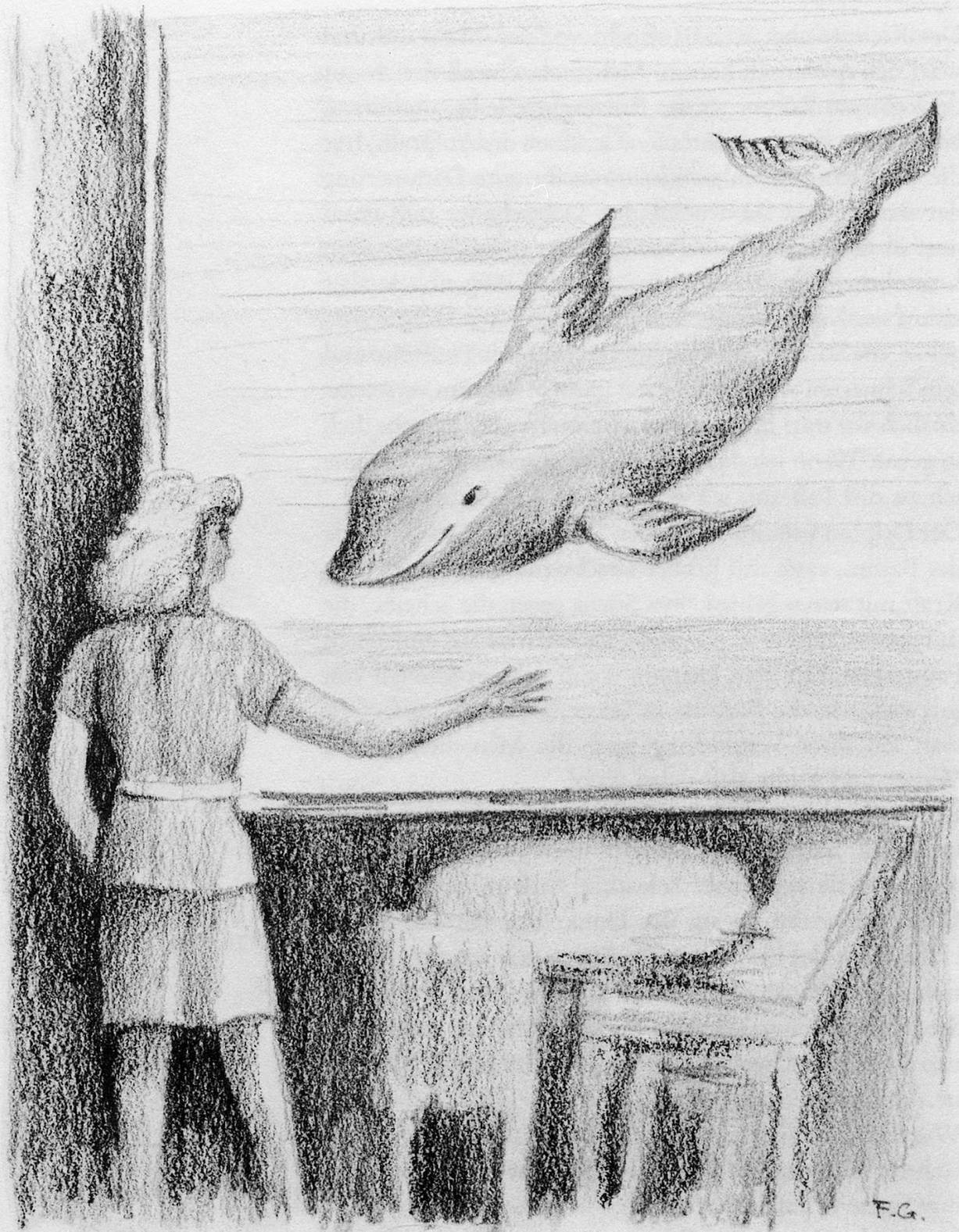
Daß es Mittwochnachmittag und darum der Spielpark voller Kinder war, hatte sie nicht eingeplant. Sie wollte sich ihre mystischen Tiere nicht durch Kindergeschrei, Pommes-frites-Geruch und Sonnenschein vermiesen lassen. Darum bat sie den Direktor des Delphinariums, ob sie die Show von unten sehen könnte. Die Bar war tagsüber geschlossen, aber der Besitzer hatte Verständnis für ihren ausgefallenen Wunsch, da er selbst auch schon oft dort unten im Dunkeln gestanden hatte und den schnellen Wendungen, dem raschen Auf- und Abtauchen der Delphine zusah. Er hatte auch sofort erkannt, als sie artig ihre Bitte vortrug, daß sie eine jener Freaks sein mußte, die ihre Symbolfigur angetroffen und erkannt hatte.

Mit süchtigem Erwarten stand sie vor der verschlossenen Türe, und er öffnete ihr, wie Petrus, das Himmelstor. Er machte die rote Beleuchtung an und erklärte dabei, daß er sie einschließen müsse, da sonst viele andere Besucher ein-

dringen würden; die Kinder hätten schon mal die Eistruhe ausgeräumt. Das Eingeschlossensein konnte ihr nur recht sein, so würde sie wenigstens niemand stören. Falls sie Platzangst bekäme, fügte er noch hinzu, könne sie auf dem Telefon an der Theke mit Nummer zwölf nach oben rufen, damit man sie befreie. Sie bedankte sich und ging auf die blauschimmernde Scheibe zu, während der Direktor die Türe von außen abschloß.

Durch das dicke Panzerglas hindurch konnte sie die Pfeiftöne der Delphine hören, die aufgeregt an der Wasseroberfläche schwammen und auf ihren Auftritt warteten. Der kleinste von allen sank auf die Höhe der Scheibe herab und schien sich für die Besucherin in der Bar zu interessieren. Er hatte sofort bemerkt, daß das rote Licht angemacht worden war, und vor allem fühlte er sich von unten beobachtet. Neugierig drückte er seine Nase an die Scheibe und schwamm daran auf und ab. Während sich die anderen fünf darum balgten, wer die nächste Nummer machen durfte, interessierte er sich nur für die Fischstücke, die zur Belohnung für gelungene Dressurakte ins Wasser flogen, und für die Beobachterin in der roten Bar.

Sie stand selbstvergessen vor dem blauen Wunder und weidete sich am Anblick der grauen, eleganten Leiber, die sich so flink und kraftvoll bewegten, sich mit zwei kräftigen Schlägen der Schwanzflosse aus dem Wasser katapultieren konnten und mit einem Schwall kleiner Luftblasen, die unter Wasser wie weiße Gischtspritzer aussahen, wieder herabschnellten, sich drehten, um gleich wieder aufzusteigen. Am liebsten hätte jeder einzelnen der Delphine das ganze Programm alleine bestritten – sie waren alle wild darauf, ihr Können zu zeigen, sei es nun aus Verspieltheit oder aus Langeweile. Aber sie waren dann auch wieder so höflich, daß sie die vom Trainer bestimmte Reihenfolge einhielten und sich nicht drängten oder rauften um die Ehre des nächsten Sprunges.



Der Kleinste aber stand aufrecht vor der Glaswand und warf sich spielerisch herum. Mehrmals schmiß er sich mit dem ganzen Körper an die Panzerglasscheibe, und etwas beunruhigt von dem dumpfen Geräusch des Aufpralls, trat die Beobachterin einige Schritte in die rote Dämmerung der Bar zurück. Sie drückte den Lichtschalter und stand nun in tarnende Dunkelheit gehüllt, versteckt vor dem hereinlinsenden Delphin. Im gleichen Augenblick aber nahm sie, wie durch das Verlöschen des roten Lichtes ausgelöst, die Stimme des Delphins wahr. Seine Pfeiftöne und sein Schnarren wurden ihr verständlich: Warum versteckst du dich vor mir? hörte sie ihn schnattern und: Ich sehe dich so gerne. Wenn ich dich nicht mehr ansehen darf, komme ich zu dir! Paß auf, ich nehme jetzt Anlauf...

Der Delphin verschwand in der Tiefe und ans andere Ende des Bassins, raste mit großer Geschwindigkeit und voller Kraft mit seiner gebuckelten Stirne gegen die Scheibe, die in tausend Splitter explodierte, als wäre sie aus einfachem Fensterglas. Mit dem Delphin ergoß sich ein Schwall von Salzwasser in die Bar, die in Sekundenschnelle aufgefüllt war. Zu ihrer Verblüffung trieb die Menschenfrau im Wasser und fühlte sich dabei wohl.

Ich werde dich vor mir her stoßen, bis du schwimmen gelernt hast, hörte sie den Delphin noch pfeifen, und schon stupste er sie mit seiner Schnauze sanft in den Rücken. Dann schwebten sie aus der Dunkelheit der Bar in das blaue Licht des Bassins hinaus, ließen sich auf den Grund sinken und tauchten Leib an Leib mit einem einzigen Schlag ihrer Schwanzflossen bis zur Höhe der zerbrochenen Scheibe auf, wo sie ihre Spiegelbilder in den Überresten der Splitter betrachteten.

Wie schön du bist! schnarrte der Delphin verliebt, und sie lächelte ihr Spiegelbild an, das sich leicht verändert hatte: ihre Stirne wölbte sich stark nach vorn, wie von einer großen Beule. Ihre Haut schimmerte zum Teil graufleckig,

und ihre Oberschenkel endeten in einer kräftigen, silbergrauen Schwanzflosse.

Sie fühlte, daß sie auftauchen mußte, um Luft zu holen, doch der Delphin an ihrer Seite drängte sie ab und redete beschwörend auf sie ein, mit ihm die Grenzen zu sprengen, die Freiheit zu erlangen, ins offene, weite Meer hinauszurasen, seine Tiefen zu ergründen und in mondsüchtigen Nächten die Wellenkämme zu schneiden, im sturmgepeitschten Meer abzutauchen und an sonnigen Gestaden in azurfarbener Brandung zu tummeln ...